Wolfgang Pollanz

Felden. Ein Roman
oder
Keiner weiß, was wirklich los ist

Wolfgang Pollanz

Felden. Ein Roman
oder
Keiner weiß, was wirklich los ist

Anschaulich ist das, woran man sich gewöhnt hat.
Ludwig Boltzmann

Inhalt

Ephemere Erscheinungen 7
Neugieriger Narziss 33
Tropische Temperaturen 59
Rasche Rhythmen 85
Obskure Obsessionen 103
Provinzielle Possen 119
Intime Interferenzen 141
Eschatologisches Ende 161

Anhang I 183
Anhang II 201

Ephemere Erscheinungen

Zeichnet man eine topographische Skizze der Stadt Felden und des Beckens, in dem diese liegt, so wird man mit ein wenig Fantasie das Abbild eines riesigen Hinterns erkennen können. Der Fluss, der das Gebiet in zwei Hälften teilt, die Feldener Ache, fließt in großem Bogen von Süden Richtung Nordosten und bildet quasi die Falte in der Mitte des Feldener Beckens, das rundum von Erhebungen – von einem Mittelgebirge im Süden und sanften Hügelgebieten in den übrigen Himmelsrichtungen – umsäumt ist und aussieht wie der Abdruck des Hinterteils eines Riesen, der sich mitten in das junge Faltengebirge gesetzt, seine Notdurft verrichtet, dabei sein Gleichgewicht verloren und diesem Teil der Welt so sein Gesäß eingedrückt hat. Wo man den Mittelpunkt dieses Körperteils ansiedeln würde, steht heute die Stadt Felden. Dass die regelmäßige Form des Beckens von einem urzeitlichen Meteoriteneinschlag herrührt, lernt hier schon jedes Kind in der Volksschule, doch lässt sich der Witz vom Arsch der Welt und vom Loch, auf dem die Stadt einer alten Sage nach gebaut worden sein soll, einfach nicht aus der Welt schaffen. Selbst die Tatsache, dass in der bekannten Sagensammlung eines Feldener Schulmeisters zu Beginn des letzten Jahrhunderts diese weit verbreitete Geschichte nicht in den Kanon der *Hausmärchen aus Felden und dem Feldener Felde* aufgenommen wurde, tat ihrer Beliebtheit keinen Abbruch. Jeder in der Stadt kennt sie, und von den Kindern in den Schulen wird sie, wenn auch ein wenig vereinfacht, bis heute weitererzählt.

Von den Bergen im Süden weht im Frühjahr an manchen Tagen ein warmer Wind, der nach den langen und in manchen Jahren sehr strengen Wintern nicht nur die Natur erwachen lässt, son-

dern auch die Bewohner der Stadt aus ihren Häusern treibt und manchen von ihnen Kopfschmerzen, eigenartige Zustände oder akute Anfälle von Krankheiten aller Art verursacht. Otto Niewein selbst nahm sich da gar nicht aus. Wenige Beschwerden gab es, an denen er noch nicht gelitten hatte. Er war ein stadtbekannter Hypochonder, der besonders an den Tagen mit Föhn von Gebrechen gepeinigt wurde, deren Vielzahl und Kurzlebigkeit erstaunlich ist. Morgens erwachte er mit Kopfschmerzen (Selbstdiagnose: niedriger Blutdruck), mittags plagte ihn sein Ischiasnerv, der Nachmittag wurde ihm durch Magenschmerzen vergällt, und vor dem Einschlafen quälten ihn von Zeit zu Zeit Kurzatmigkeit und Herzrasen. Weil er manchmal selbst nicht mehr wusste, woran er gerade litt, hatte er sich, für den Fall, dass er eines Tages gleich wie sein verstorbener Vater an Alzheimer erkranken sollte, vorsorglich eines Nachts an seinen Computer gesetzt, um all seine Beschwerden aufzuschreiben. Angeregt hatte ihn dazu eine Facebook-Seite, die einer seiner dortigen Freunde erstellt hatte: *Wir stehen zu unseren Beschwerden*, ein Seelenverwandter wohl, von denen es unzählige zu geben schien, denn nach einer Woche hatte die Seite schon mehr als tausend Fans. Er hatte zuerst daran gedacht, all seine Beschwerden in seinem Status zu posten. Das war ihm dann aber doch zu intim vorgekommen, seine Krankheiten auf diese Weise öffentlich zu machen. Es genügte ihm, wenn er bei jeder möglichen Gelegenheit auf seine Beschwerden hinweisen konnte. Sie konnten ihm als Ausreden, als Begründungen, als Gesprächsstoff dienen. Schließlich hatte er aber nur für sich selbst jene Liste erstellt, die er ausdruckte und über seinem Badezimmerspiegel aufhängte, weil er sonst immer wieder auf Beschwerden vergaß, die ihn schon seit längerem nicht mehr heimgesucht hatten. Seine Vergesslichkeit gehörte auch dazu.

Alle meine Beschwerden

Mein Ischiasnerv
(Reißen und Ziehen im rechten Fuß, meist bei kaltem Regenwetter)

Meine Magenschmerzen
(immer bei Stress und mordsmäßigem Ärger)

Mein niedriger Blutdruck und die daraus resultierenden Kopfschmerzen
(immer bei Föhn oder wenn ein Tief aus dem Westen im Anzug ist)

Meine Gräser- und Roggenallergie
(ausgerechnet im Frühjahr zur schönsten Jahreszeit)

Meine Laktose-Unverträglichkeit
(nach dem Genuss von Milch habe ich das Gefühl, ich explodiere gleich)

Meine Fruktose-Unverträglichkeit
(siehe Laktose-Unverträglichkeit)

Meine Schlaflosigkeit
(die auch vom Wetter abhängt und im Zusammenhang steht mit meinen Kreislaufproblemen und meinen Magenbeschwerden)

Meine Parodontose
(die ich dank Prophylaxe ganz gut im Griff habe)

Meine Herzbeschwerden
(die immer dann am stärksten sind, wenn mich meine Magenprobleme quälen)

Meine Vergesslichkeit
(und die Angst, wie mein Vater an Alzheimer zu erkranken und auf das Atmen zu vergessen)

Nicht angeführt hatte er seine Angst vor einem Darmkarzinom, an dem sein Vater gestorben war, und diverse weitere Ängste, von denen er glaubte, dass er sie am besten nicht benannte, weil sie sonst Wirklichkeit werden konnten. Überhaupt glaubte er fest daran, dass alles erst eintraf, wenn man es vorher aussprach oder be-

schrieb. Kurz hatte er sogar überlegt, ob er die Liste nicht seinem Freund Andorra mailen sollte, weil dieser ihn von allen Bewohnern Feldens am besten kannte, hatte es dann aber bleiben lassen. Sein Freund hätte ihm möglicherweise Beschwerden nennen können, auf die er vergessen hatte oder der er sich bis dahin gar nicht bewusst gewesen war. Manchmal, wenn er wieder an Kopfschmerzen vom Föhn litt, las er sich morgens vor dem Spiegel die Liste laut vor. Es tröstete ihn, dass er nicht der einzige Mensch in dieser Stadt war, dem der warme Wind zu schaffen machte. Immer im Frühling stieg die Zahl der Schlaganfälle und Herzinfarkte rapide an. Andorra, der jetzt im städtischen Krankenhaus arbeitete, erzählte von seltsamen Vorkommnissen während der Föhnnächte, nicht alle konnte er glauben. Er hatte ihn im Verdacht, dass er manches erfand oder Geschichten weitererzählte, die er auf seinen Reisen aufgeschnappt hatte. Allerdings hatte er selbst auch einmal in der Nähe der Klinik gewohnt. An föhnigen Tagen war korrespondierend zu seinen Zuständen verstärkt das Jammern der Kranken aus dem Gebäude zu hören gewesen, und die Bauern aus seiner entfernten Verwandtschaft, ein Cousin zweiten Grades seiner Mutter und dessen Familie, die unweit der Stadt am Fuße des südlichen Grenzgebirges nahe der dort liegenden psychiatrischen Anstalt lebten, richteten sich seit jeher in ihren Wetterprognosen nach dem An- und Abschwellen des Klagepegels, der von dort zu vernehmen war. Die Wetterfühligkeit, die Neigung zu Infarkten und die häufig verbreitete Migräne mögen mit der Mentalität der Feldener oder mit dem Wind zu tun haben, jedenfalls geschehen an Föhntagen die seltsamsten Dinge und beginnen unaufhaltsam ihren Lauf zu nehmen. Auch das erste Auftauchen des nackten Mannes fiel auf einen Tag wie diesen, auf einen warmen windigen Tag im letzten Frühling.

Wenn die ersten Knospen treiben und die laue Luft erstmals nach dem kommenden Sommer duftet, schlendern die Feldener

mit Vorliebe über den großen Platz in der Stadtmitte, der um diese Zeit vom satten Gelb der blühenden Forsythien leuchtet. Sollte es sich ergeben, dass einer dieser warmen Frühlingstage auch noch auf einen Sonntag fällt, scheint die halbe Stadt auf den Beinen zu sein, denn der Sonntag ist in dieser Stadt der Tag der Fußgänger und Flaneure, aber auch der Sportler und Spaziergänger. Seit einiger Zeit halten nicht nur die Cafés sonntags offen, auch einige der Einkaufszentren und das große Kinocenter ziehen die Leute an. Bunt und vielfältig ist das Treiben im Zentrum: Gruppen von Jugendlichen in bunten Gewändern flanieren über den Platz, Familien und Ehepaare auf einem nachmittäglichen Verdauungsspaziergang sind zu sehen, Radfahrer in Sportdressen rollen Richtung Radfahrweg, der von der Stadt aus Richtung Süden die Feldener Ache entlang führt. Läufer, die für den Feldener Frühlingsmarathon trainieren, schauen stur geradeaus, werfen nur ab und zu einen Blick auf ihre Uhren, ältere Menschen sitzen im Schatten von Alleebäumen, erzählen einander die neuesten Klatschgeschichten oder beobachten einsam und stumm alles, was um sie herum vorgeht. Sie alle führt der Weg vorbei an den beiden Cafés auf dem Feldener Hauptplatz, die dort einander gegenüber liegen. In dem einen, dem Stern des Südens, sitzen die Müßiggänger und die Liebespaare, die Junggesellen und die Ehemänner, die ihre Frauen zuhause gelassen haben, um schnell ein Glas Bier oder einen Verdauungscognac zu sich zu nehmen, im anderen, dem Internetcafé The Hole, einer einstigen Diskothek, die wegen Anrainerbeschwerden hatte geschlossen werden müssen, halten junge Männer Ausschau nach Freunden, arbeiten Schüler und Studenten an ihren Laptops, treffen sich Gruppen pubertierender Mädchen und telefonieren oder tippen Nachrichten in ihre Mobiltelefone. Solche Tage, an denen Felden einem summenden Bienenstock gleicht, gibt es jedoch nur selten, auch wenn auf der offiziellen Homepage der Stadtgemeinde behauptet

wird, hier finde der Besucher so etwas wie ein südländisches Flair und gastfreundliche Menschen. Meistens ist das Leben hier so eintönig wie die Landschaft mit ihren riesigen Maisäckern, die sich in der Umgebung erstrecken und durch deren Überdüngung und den Einsatz von Pestiziden die Verseuchung alter städtischer Brunnen und des Grundwassers verursacht wird.

Ein Außenstehender (und als solcher fühlte Niewein sich meist; er war einer, der stets alles um sich herum wahrnahm und oft auch heimlich beobachtete), der dieser einnehmenden Szenerie ganz unvoreingenommen gegenüberstand, all den scheinbar unbedarften Menschen, die sich ihren harmlosen und oberflächlichen Vergnügungen hingaben, konnte leicht zu dem Schluss gelangen, diese Stadt sei eine wahre Idylle. Kratzte man jedoch ein wenig an den Fassaden, erschienen an den nur schwach übertünchten Stellen auch schon Risse.

An einem dieser lauen Frühlingstage mit Föhn saß Niewein im Stern des Südens und wartete auf seinen Freund Andorra. Es war später Vormittag, er hatte eine Zeitung aufgeschlagen und einen kleinen Espresso vor sich stehen. Francesco, der Wirt des Cafés, war ein italienischer Kunstsammler und Philosoph, und er stellte in seiner Backstube eine Zitronentorte aus seiner Heimat her, für die er weithin bekannt war. Einmal hätte er es damit beinahe in eine vielgesehene Kochschau in einem Privatsender gebracht, weil ihm das Fernsehen und seine Oberflächlichkeit aber zuwider waren, hatte er, nachdem er sich zuerst dazu hatte überreden lassen, seinen Auftritt am Ende abgelehnt. Es hatte ihn schon viel Überwindung gekostet, seine Zustimmung zu geben, dass in einem Fremdenverkehrsprospekt der Stadt von Francescos Feldener Zitronentorte die Rede war. Lieber trank er mit seinen Gästen Kaffee und unterhielt sich mit ihnen über das Leben und die Kunst, stellte abstruse Welterklärungsmodelle auf, die er stundenlang diskutieren konnte. Auch Niewein hatte er ins Herz geschlossen, auch wenn sie nicht Freunde im engeren Sinn waren.

An diesem Tag war nur die Kellnerin Eve anwesend, Niewein hatte in Ruhe seine Zeitungen lesen und auf Andorra warten wollen. Etwas, das er nicht näher eruieren konnte, lenkte ihn ab, machte ihn unruhig, so sehr er sich auf die Lektüre konzentrierte, es gelang ihm nicht, innere Ruhe zu finden. Schließlich ertappte er sich dabei, dass er darüber nachdachte, worin eigentlich der Zusammenhang bestünde zwischen der Beschreibung der Stadt Felden, die er sich eben ausgedacht hatte, und dem, was da draußen wirklich los war. Er musste lächeln über die billige Idylle, die aus Langeweile in seinem Kopf enstanden war. Denn während er sich eine kleine südliche Stadt voll pulsierenden Lebens vorgestellt hatte, war es draußen weder Sonntag noch belebt von Fußgängern und Flaneuren. Die Wahrheit war, dass Felden eine öde Kleinstadt war, ein Nest, das seinen Bewohnern wenige Möglichkeiten der Abwechslung und der Zerstreuung bot. Aber solche Dinge dachte er sich ständig aus, Geschichten, fiktive Beschreibungen, Romananfänge. Er hatte ganze Szenerien vor Augen, Plots für kleine Erzählungen ebenso wie für dicke Romane; aber dabei blieb es dann auch immer. Kaum setzte er sich an einen Computer, hatte die weiße Fläche der Textverarbeitung vor sich, war er völlig unfähig, auch nur ein Wort zu schreiben. Überschriften, ja im Erfinden von Überschriften war er gut, richtig gut, und irgendwann hatte er sogar den Einfall, er könnte ein Buch, das aus lauter Überschriften bestünde, schreiben; diese sollten aussagekräftig genug sein, dass der Leser sich selbst die Storys dazu ausdenken konnte. Einen Titel dafür hatte er schon gefunden. *Alle meine Überschriften* sollte das Buch heißen, aber als er dann daran gehen wollte, diese aufzuschreiben, plagte ihn wieder das gleiche Problem wie bei all seinen vorherigen Versuchen. Er war ein hoffnungsloser Fall, ein Schriftsteller, der nicht schrieb, ein Ausdenker von Geschichten, kein Schreiber. Allein das Anführen aller seiner Beschwerden hatte ihn so viel Mühe gekostet, dass er danach vor jedem weiteren Versuch kapitulierte. Aber

letztendlich war ihm das egal, es machte keinen Unterschied für ihn, ob er sich die Bücher ausdachte oder aufschrieb. Für ihn selbst existierten sie, genauso wie Felden für ihn so wirklich war, wie er es sich ausdachte, ein Ort voller seltsamer Menschen und Vorgänge. Ob Felden existierte oder nicht, wollte er nicht entscheiden, er war der Meinung, dass beides zugleich zutraf. Es existierte und gleichzeitig existierte es nicht, und er sah sich außer Stande zu entscheiden und hielt es für überflüssig zu wissen, ob das eine oder das andere richtig war.

Sah er aus der großen Auslagenscheibe von Francescos Kaffeehaus, konnte er jetzt fast den ganzen Feldener Hauptplatz überblicken. Eigentlich war dieser nicht völlig verlassen und leer an diesem späten Vormittag, Hausfrauen und Büroboten konnte er eilig vorbeigehen sehen; immer wieder fuhren Autos und Mopeds durch die Einbahnstraße, die um die Grünfläche in der Mitte mit dem Kunstwerk des Feldener Künstlers O. Punkt lief, und schließlich bemerkte er zwei ältere Damen, die er kannte. Sie schlenderten unschlüssig und ob ihres Alters ein wenig verloren wirkend über den Platz, blieben ab und zu stehen, betrachteten Auslagen von Geschäften und grüßten Vorbeigehende. Vor dem ehemaligen Traditionsgeschäft einer bekannten Feldener Kaufmannsfamilie, das einige Zeit leergestanden war und jetzt einen chinesischen Billigshop beherbergte, standen die beiden kopfschüttelnd vor der Auslage, in der man T-Shirts, Spielzeug, Plastikgeschirr und Feuerwerkskörper finden konnte; alles lieblos aufgelegt, so als wollten die neuen Besitzer des Hauses die unendliche Vielfalt der Warenwelt zeigen. Betrat man das Geschäft, wurde einem mit Nachdruck versichert, man könne alles liefern, billige Markenware, Fotoapparate, Computer, zu unvorstellbar niedrigen Preisen, aber mit einer gewissen Wartezeit. Besonders vor Weihnachten war der Infinite Monkey Shop immer sehr gut besucht. Schließlich betraten die beiden Damen

den Stern des Südens und setzten sich zwei Tische weiter auf ihren Stammplatz.

»Wie geht es Ihrem Rücken, Herr Niewein?«, erkundigte sich die eine der beiden. Sie war inzwischen weit über achtzig und sehr rüstig, geistig völlig fit; eine ehemalige Lehrerin, die ihn in der Feldener Volksschule unterrichtet hatte.

»Besser«, antwortete er freundlich, aber kurz angebunden.

Warum musste er auch immer allen Leuten von seinen Leiden erzählen. Das hatte er nun davon. Aber eigentlich störte ihn die Aufmerksamkeit der beiden nicht, es gab Schlimmeres. Aber er hatte stechende Kopfschmerzen vom Föhn und vom Alkohol des Vortags und wollte in Ruhe seinen Kaffee trinken, während er auf Andorra wartete. Er lächelte den beiden Damen noch einmal zu und schaute dann wieder auf den Platz hinaus. Dort konnte er jetzt noch einige Einkaufende sehen, sowie Geschäftsleute und einen Vertreter, der mit einem Musterkoffer unterwegs war. Ansonsten war es ruhig, ein langweiliger Tag. Allein die leuchtende Pracht der Frühlingsblumen auf dem Rondo des Platzes, mit dem die Angestellten des Städtischen Gartenamtes die Skulptur in dessen Mitte bestückt hatten, entsprach der Beschreibung, die er sich zuvor ausgedacht hatte. Doch beim Anblick der Blütenpracht musste er nicht nur an eine Frühlingsstimmung denken, sondern an die letzte Nacht. Und an diese Frau. Malvine.

Sie waren beide ziemlich betrunken gewesen und den ganzen Abend an der Theke von The Hole gestanden; gekannt hatten sie einander schon länger, aber kaum je miteinander gesprochen. Niewein war in Felden aufgewachsen, Malvine erst vor ein paar Jahren dort aufgetaucht. Er wusste nichts über sie und hatte auch nicht vor, ihr eine Geschichte und mehr Kontur zu geben als notwendig. Irgendwie waren sie in seinem Bett gelandet, die Föhnstimmung hatte ihn aufgewühlt, der Alkohol mutig werden lassen. Er musste dann nach all den Mojitos und Martinis, die sie getrunken hatten,

eine ziemlich klägliche Vorstellung im Bett gegeben haben, ehrlich gesagt, wusste er nicht einmal, ob sie Sex gehabt hatten; ob sie es überhaupt versucht hatten, oder ob sie beide gleich eingeschlafen waren. Er war am nächsten Morgen auf dem Teppich liegend aufgewacht, seinen Kopf auf einen Knäuel von Malvines Wäsche gebettet. Ihr Höschen hatte er direkt vor seiner Nase, und es roch so, dass er sofort einen Steifen bekam. Er griff nach seinem Schwanz und masturbierte, während Malvine noch tief und fest in seinem Bett schlief. Doch dann überkam ihn plötzlich Übelkeit und er musste sich auf der Toilette übergeben und kotzte all die Drinks des Vortags hoch. Er versuchte, den Vorabend zu rekapitulieren. Seine Erinnerung endete an der Theke von The Hole. Danach gab es nichts mehr, absolut nichts.

Draußen hatte der Morgen ganz gewöhnlich angefangen: Wieder einmal sah die Sonne im Dunst, der sich erst später durch den Föhn lichten würde, wie eine zerquetschte Orange aus, und der Himmel war eindeutig malvenfarben. Er liebte diese Farbkombination, die es nur im Feldener Becken gab: Rotlichtverschiebungen, Brechungen der Sonnenstrahlen, seltsame Frühnebelphänomene, Regenbogen auf einem heiteren Firmament. *Der Himmel über Felden* hieß die berühmteste Arbeit des Feldener Physikers O. Punkt sen., des Großvaters des Malers, mit der dieser in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen war; und er selbst hatte sich einmal einen Roman mit diesem Titel ausgedacht, in dem es um einen Mann ging, der seine alte Heimatstadt in seiner Jugend fluchtartig verlassen hatte und jetzt wieder dorthin zurückkehrte. Der Text sollte wie eine Endlosschleife laufen, man sollte ihn im Kreis lesen können, es ging in ihm immer wieder um das Verlassen und die Wiederkehr, die sich auf ewig im Kreis drehten, es war ein perfektes, in sich geschlossenes System. Eines Morgens erwachte er und hatte alles geträumt, wie die Struktur des Romans angelegt sein sollte, wie das System funktionierte, doch im Moment des

Erwachens hatte er sofort gewusst, dass die Struktur nur im Traum schlüssig gewesen war und er sie beim Aufwachen sofort wieder vergessen hatte. Sie war ihm nie wieder eingefallen.

Jetzt hatte er überhaupt eine postalkoholische Leere im Kopf, als wäre mit dem morgendlichen Kotzen jeder Zusammenhang aus seinem Denken verlorengegangen. Wieso war er eigentlich so früh aufgewacht? Der Briefträger hatte ihn wohl wieder einmal aus dem Schlaf geläutet. Es war wie jeden Tag: Herr Ems, der Mann von der Post, wollte eigentlich nur ein paar freundliche Worte mit ihm wechseln, schließlich gab es auf seiner Tour durch die Stadt ja nicht so viele Menschen, die sich überhaupt mit ihm unterhielten. Meist saßen sie dann in der Küche und er erzählte ihm all den Tratsch, den er in seinem Beruf mitbekam. Niewein war also meistens über alles, was in dieser Stadt geschah, genau informiert, und erfuhr er es nicht vom Briefträger, bekam er es im Stern des Südens erzählt oder von Andorra. Heute wollte er so früh eigentlich mit niemandem sprechen, denn nicht nur seine Migräne machte ihm zu schaffen, er fühlte sich mies, ohne zu wissen warum. Eigentlich fühlte er sich um diese Tageszeit immer schlecht, aber die letzte Nacht war besonders heftig gewesen. Erinnert wurde er nicht nur an seinen übermäßigen Alkoholkonsum, sondern auch daran, dass er nicht in seinem Bett geschlafen hatte: ein kurzer, aber heftiger Schmerz im Bereich der Bandscheiben, als er sich vom Boden erhob.

Wenn ich mich heute Nacht nur nicht erkältet habe, hätte er jetzt eigentlich denken müssen; Wörter wie Hexenschuss, Ischiasnerv oder Lungenentzündung hätten ihm einfallen müssen, wenn dies ein Morgen wie jeder andere gewesen wäre, der ganz gewöhnliche Morgen eines hypochondrischen Müßiggängers. Doch stattdessen kam ihm plötzlich der Satz *Muse, her da!* in den noch nicht ganz wachen Sinn. Aber damit nicht genug. Er erinnerte sich auch noch daran, dass er einmal von einer Sekte gelesen hatte, deren Mitglieder

tagsüber den Gegenstand, den sie morgens nach dem Erwachen als ersten erblicken, als heilig verehren und anbeten. Und weil er daran glaubte, dass es keine Zufälle gibt, sondern alles mit allem in einem kausalen Zusammenhang steht, zog er seine Konsequenzen daraus. Er beschloss, diesem Satz in diesem Roman den ihm gebührenden Platz einzuräumen. Er musste endlich wahrmachen, was er sich ständig nur ausdachte: sich von der Muse küssen lassen und alles aufschreiben.

Als er bemerkt hatte, dass Malvine auch schon wach war und ihn im Halbschlaf beobachtete, hatte er ein wenig verlegen – und weil sie ihn juckten – begonnen, seine Zehen zu massieren. Durchblutung war das Stichwort. Waren seine Zehen richtig durchblutet, würde ihm den ganzen Tag nie kalt sein. Hatte er kalte Füße, würde er krank werden, Halsschmerzen haben, keine Abwehrkräfte gegen all die Grippeviren, die im Frühling überall herumschwirrten. Wortlos sahen sie einander an. Die Situation hatte die übliche Peinlichkeit, die solche morgendlichen Situationen an sich zu haben pflegen. Niewein blieb einfach auf dem Boden sitzen und wartete ab, was auf ihn zukommen würde. Würde es ein gutes Bild machen, wenn er etwas sagte, oder sollte er darauf warten, dass Malvine die Situation rettete? Schließlich stand sie wortlos auf, drückte ihm einen Kuss auf die Stirn, hüllte das Leintuch um ihren nackten Körper, ging in die Küche und machte sich an der Espressomaschine zu schaffen. Schon wollte er über seinen Schatten springen und sagen, dass er Frauen liebe, die ihm das Frühstück machen, als ihm auf einmal der Traum einfiel, den er vor dem Aufwachen geträumt hatte. Eine sprechende Katze war ihm erschienen. Sie komme von der Geheimgesellschaft der zweigespaltenen Katzen, hatte sie gesagt und sich darauf sofort in zwei weitere Katzen geteilt. Auch diese beiden wiederholten den Satz und teilten sich wiederum. Eine Zeitlang ging das so weiter in seinem Traum, der sich langsam zu einem Albtraum auswuchs, denn er

hasste Katzen; sie markierten immer seine Haustüre und einmal hatte ihm eine sogar einen Bandwurm vor seiner Türe hinterlassen, einen Endlosbandwurm. In seinem Traum stand er inmitten dieser sich ständig teilenden Katzen, die sich immer weiter vermehrten, bis in alle Unendlichkeit! Katzen, Katzen, Katzen, er war umgeben von Millionen pissender und scheißender Viecher und es war kein Ende abzusehen. Bevor die Katzen sich in alle Unendlichkeit ausbreiten konnten, war er gottseidank erwacht und hatte Malvines Höschen vor seiner Nase gehabt. Was für ein Traum, dachte er, und stellte sich, um ihn zu vergessen und sich den Katzengeruch und all die Katzenhaare, die überall an seinem Körper zu sein schienen, abzuwaschen, unter die Dusche. Nicht nur dass er Katzen wegen all ihrer Ausscheidungen nicht leiden konnte, er litt auch unter einer allergischen Reaktion gegen Katzenhaare. Selbst im Traum.

Zwanzig Minuten später saß er mit Malvine beim Frühstück. Eine Zeitlang schwiegen sie still vor sich hin, wie ein altes Ehepaar, das einander schon alles gesagt hat und nur mehr die notwendigsten Unterhaltungen führt.

»Ich habe geschlafen wie ein Stein«, begann Malvine unverfänglich.

Niewein überlegte kurz, wie er das deuten sollte. Hatten sie jetzt Sex gehabt und sie hatte danach geschlafen wie ein Stein, oder war sie gleich eingeschlafen, weil sie genauso betrunken gewesen war wie er? Oder wusste sie auch nicht mehr als er?

»Ich hatte einen blöden Katzentraum«, antwortete er kurz angebunden und in einem Tonfall, der möglichst unverfänglich klingen sollte, merkte aber selbst, dass er unfreundlich und griesgrämig klang. Verlegen schmierte er sich Butter auf sein Brot, danach ließ er den Honig aus dem Becher mit einem Löffel möglichst kunstvoll auf das Brot laufen. Er bemühte sich, ein Muster zustandezubringen, doch es endete in einem Chaos aus verworrenen Linien. Unkonzentriert blätterte er in der Morgenausgabe der Feldener Rundschau.

»Könnte ich nicht ein bisschen länger bleiben?«, wurde Malvine jetzt direkt. Ihm war sofort klar, dass er richtig reagieren musste, damit ihm die ganze Sache nicht aus den Händen glitt.

»Tut mir leid, das bleibt vorerst dein einziger Auftritt.«

»Und was hat das alles mit mir zu tun? Was mache ich hier überhaupt noch, ich sollte längst zuhause sein.«

»Du frühstückst mit mir – immerhin. Und außerdem sind alle Dinge voneinander abhängig. Alles besteht aus Kausalitäten; geplanten und ungeplanten.«

»Und ich bin wohl eine ungeplante?«

Niewein schwieg. Was hätte er darauf antworten sollen? Er war sich ja selbst nicht sicher, was das alles zu bedeuten hatte. Und Malvine schien eingeschnappt zu sein, es war ruhig in der Wohnung, morgens mochte er keine Musik hören, keine Nachrichten, das Zwitschern der Vögel im Park vor dem Haus genügte ihm. Nur von ferne konnte man einen Sprecher hören; seine Tante im anderen Teil des Hauses ließ ständig ihren Fernseher laufen, auch wenn sie außer Haus war. Er las weiter in der Zeitung, Malvine verschwand im Bad.

»Ich habe einen Button verloren, meinen Lieblingsanstecker«, sagte sie, als sie zurückkam. »Hast du ihn vielleicht irgendwo gesehen?«

Er tat, als habe er ihre Frage nicht gehört. Er wusste nichts von einem Button. Hatte sie gestern Abend einen getragen? Er konnte sich beim besten Willen nicht erinnern.

»Keiner weiß, was wirklich los ist!«

Verwundert schaute er Malvine an.

»Das steht auf dem Anstecker.«

Es war unerheblich, aber er fand Buttons genauso unnötig wie T-Shirts mit seltsamen Sprüchen darauf. Aber er wollte Malvine nicht beleidigen. Auch sie war ein wenig ungehalten geworden, aber er gab vor, es nicht zu bemerken.

»Und?«

»Solltest du ihn finden, dann lass ihn mir bitte zukommen.«

»Wenn ich ihn finde, ganz bestimmt.«

Es war exakt zehn Uhr, als Malvine ihn ein wenig beleidigt verließ, er war wohl etwa zu rüde mit ihr umgegangen. Er war beileibe kein Macho, aber mit Romanfiguren musste man streng sein, sonst entglitten sie einem und machten, was sie wollten. Sie hatte sich ihre Tasche unter den Arm geklemmt, hatte ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange gedrückt und war gegangen. Niewein hingegen bemühte sich heftig, den Dialog, den er mit Malvine geführt hatte, zu vergessen, er hielt ihn für nicht besonders gelungen. Also machte er sich fertig und verließ kurz nach Malvine die Pension Palmyra, die Villa seiner Tante, in der er seit seiner Scheidung lebte. Vorher fuhr er noch schnell seinen Computer hoch, checkte seine E-Mails (dreimal Spam, eine Einladung zu einem Konzert) und schaute bei Facebook rein, las ein paar Statusmeldungen und dass sein Freund Andorra auf der Seite der Band Die Riesen *Gefällt mir* gedrückt hatte.

Beim Hinausgehen nahm er die Post aus seinem Fach, unter der auch ein Schreiben vom Anwalt seiner indischen Ex-Frau Nirin war, und machte sich auf den Weg in die Stadt. Gemächlich spazierte er Richtung Hauptplatz, blieb ab und zu stehen, um sich mit Bekannten zu unterhalten, und las im Gehen den Brief. Kurz vor dem Hauptplatz begegnete er seiner Tante, die ihn, weil sie schon ein wenig zerstreut war und ihr ganzes Leben lang ängstlich, fragte, ob er die Villa abgesperrt habe.

»Ich glaube schon«, antwortete er und steckte den Brief in die Seitentasche seiner Jacke.

»Hast du schon wieder eine Mahnung bekommen?«

Seine Tante mochte seine geschiedene Frau nicht besonders. Um vom Thema abzulenken, das ihm peinlich war, meinte er, dass er abends etwas später kommen werde.

»Seit wann bist du mir Rechenschaft schuldig?«

Er konnte die alte Dame gut leiden und verdankte ihr viel. Doch ihre schroffe Art verärgerte ihn manchmal. Ihr gebieterischer Ton war wohl auch ein Teil ihres – wie er es nannte – Palmyra-Wahns. Hatte sie schon wieder einen dieser Königin Zenobia-Schübe? Seit sie in jungen Jahren auf einer Studienreise nach Syrien ihren späteren Mann, einen Archäologen, kennengelernt hatte, war sie wie besessen von dieser antiken Stadt und ihrer berühmten Königin. In jüngeren Jahren war sie Vorsitzende der Zenobia-Gesellschaft gewesen, einer wohltätigen Einrichtung. Mit ihrem inzwischen verstorbenen Gatten war sie mehrmals nach Syrien gereist, und über dem Aufgang zu ihrer Villa prangte die Aufschrift Pension Palmyra, obwohl sie dort allein lebte und er ihr einziger Gast war.

Bald darauf saß er im Stern des Südens und wartete auf Andorra. Wegen des lauen Wetters befand er sich trotz der stechenden Kopfschmerzen, die ihn an die vergangene Nacht und an Malvine erinnerten, in einer aufgekratzten Stimmung. Das Föhnwetter bescherte ihm entweder Kreislaufprobleme oder es ließ ihn aufleben und weckte seine Lebensgeister. Die Briefe des Anwalts seiner Frau hatten die gegenteilige Wirkung, sie machten ihn depressiv, gaben ihm das Gefühl, in einer Ausweglosigkeit zu stecken. Er beschloss, das Schreiben zu ignorieren und sich seine Laune an diesem Tag nicht verderben zu lassen.

Nach dem Kaffee genehmigte er sich ein Glas Sherry, einen trockenen Sandeman, den mochte er am liebsten. Er stellte sich auf eine längere Wartezeit ein, denn sein Freund Andorra zählte nicht zu den pünktlichsten Menschen, obwohl man sich sonst durchaus auf ihn verlassen konnte. Es würde bestimmt eine Stunde oder länger dauern, bis er auftauchte. Die Zeitungen hatte er längst durchgeblättert, meist nur die Überschriften, nur wenige Artikel ganz gelesen. Das meiste war ihm zuwider, es war eine Ansammlung

unerheblicher Nachrichten, die einander Tag für Tag glichen, die Nichtigkeit der Tagespolitik. Ab und zu schaute er auf sein Handy, kein Anruf, auch keine Nachricht. Malvine fiel ihm wieder ein. Und sein Traum von den Katzen. Zur Ablenkung – er wollte die morgendlichen Ereignisse unbedingt verdrängen – fing er sogar an, ein Kreuzworträtsel zu lösen, etwas, das er schon seit Jahren nicht mehr gemacht hatte.

Eve stand jetzt hinter der Theke und rauchte gelangweilt. Sie war eine herbe Schönheit, die ihn sonst, ohne dass er Absichten hatte, auf erotische Gedanken bringen konnte, doch an diesem Tag ging ihm anderes durch den Kopf. Seltsames war an diesem Tag in Felden geschehen. An mehreren Stellen hatte man einen unbekannten Mann gesehen, der nackt durch die Stadt gelaufen war; jedes Mal war er nur kurz aufgetaucht und gleich wieder verschwunden, in einem Hauseingang, hinter einer Mauer, in einem Garten. Überall in der Stadt wurde von diesem Vorfall geredet, schon auf dem Weg von der Villa zum Stern hatte man ihm davon erzählt, doch er hatte die Sache zuerst für nicht besonders wichtig gehalten. Ein Nackter, wen kratzte das heute noch? Wer konnte so etwas ernst nehmen, hatte es jemals für mehr als einen Studentenwitz gehalten? Doch im Café sprach man darüber, stellte Vermutungen an, die er, während er sich der Zeitungslektüre widmete, mit einem Ohr mitbekam. Als Andorra reichlich verspätet doch noch kam, wusste auch er schon Bescheid, mehr noch, er behauptete, dem Mann selbst begegnet zu sein.

»Wie immer zu spät!«, rief er dem Freund entgegen, während dieser sich durch das inzwischen dicht besetzte Café zu ihrem Stammtisch durchkämpfte. Eine ganze Stunde hatte er ihn warten lassen, das würde er ihm demnächst heimzahlen. Er hasste Andorras Unpünktlichkeit, obwohl er sich seit ihrer gemeinsamen Schulzeit daran hätte gewöhnen können. Damals war er der Coolste von allen gewesen, der ständig zu spät in die Schule kam und täglich

Auseinandersetzungen mit den Lehrern hatte. Seinen Spitznamen bekam er, weil er immer wieder verkündete, eines Tages werde er nach Andorra reisen und dort reich werden. Niemand wusste, warum er ausgerechnet auf diesen Zwergstaat gekommen war, wahrscheinlich nicht einmal er selbst; doch der Name war ihm bis heute geblieben. Seinen richtigen kannten die meisten Feldener nicht einmal.

»Ich habe ihn gesehen«, sagte er gleich, als er sich setzte. Und weil Andorra kein zurückhaltender Mensch war, sagte er es so laut, dass das halbe Lokal es hören konnte. Eve, sonst eine diskrete und zurückhaltende Person, wurde sofort neugierig. Schon vorher hatte sie sich kurz an Nieweins Tisch gesetzt und mit ihm über den unbekannten Nackten gesprochen. Wie immer hatte er mit ihr bloß ein paar unverbindliche Worte wechseln wollen, denn sie nahm sich stets ein wenig Zeit für ihre Stammgäste, selbst wenn das Café voll war. Meist unterhielten sie sich über Belanglosigkeiten, Klatschgeschichten. Manchmal allerdings fragte sie um Rat in dringenden Angelegenheiten, wollte seine Meinung hören. Niewein hegte den Verdacht, dass sie in ihm einen väterlichen Freund sah, auch wenn ihm das nicht ganz recht war. Denn zu seinem Bedauern spielte sich zwischen ihnen nicht mehr ab als diese unbedeutenden Plaudereien. Mit dem Altersunterschied, redete er sich ein, habe das nichts zu tun, was waren schon die paar Jahre! Vielleicht würde sie ihr Faible für Männer, deren graues Haar nicht mehr zu übersehen war, erst später entdecken. Sie war eine starke Frau, die sich sowohl gegenüber Francesco als auch gegenüber den Gästen des Cafés behaupten konnte. Irgendwann einmal hatte Niewein bemerkt, dass er sich freute, Eve zu sehen, dass er am liebsten im Stern war, wenn sie da war. Erzählt hatte er niemandem davon, nicht einmal Andorra. Nachts träumte er manchmal von ihrem Hintern, Andorra hingegen schwärmte von ihren Brüsten. Es gab nur selten etwas, worüber sie sich einig waren.

»Ich habe ihn gesehen«, sagte Andorra noch einmal, diesmal zu Eve.

»Du wiederholst dich. Vermutlich warst du nicht der Einzige, der ihn gesehen hat«, entgegnete er gelangweilt. Die Geschichte fing an, ihm auf die Nerven zu gehen.

»Keiner weiß, was wirklich los ist.«

Entgeistert schaute er Andorra an. Hatte ihn der seltsame Nackte bis dahin nur peripher interessiert, war er jetzt ganz aufmerksam und leicht verwirrt. Andorra bemerkte sein Erstaunen.

»Ich weiß, wovon ich rede«, insistierte er, »schließlich bin ich ihm gegenübergestanden und das, genau das hat er mir zugerufen.«

»Du weißt gar nichts«, antwortete Niewein zornig, mit einem leichten Beben im Unterton. »Du hast ja nicht die geringste Ahnung.«

Eve, die eben den Caffè Latte für Andorra brachte, war es gewohnt, dass die beiden manchmal etwas lauter wurden, dass sie sich manchmal in Rage redeten, manchmal bis zum angedrohten Bruch ihrer Freundschaft.

»Keiner weiß, was wirklich los ist«, rief Andorra noch einmal laut. Beeindrucken wollte er damit Eve, aber er wollte auch von den anderen Gästen gehört werden, denn darauf legte er es gerne an. Er wollte Aufmerksamkeit auf sich ziehen, keine konturlose Nebenfigur in dieser Geschichte bleiben. Das war offensichtlich. Andorra genoss es, im Mittelpunkt zu stehen. Niewein fragte sich, wie sich das mit einer weiteren Eigenschaft seines Freundes vereinbaren ließ, mit seiner Angewohnheit nämlich, sich tagelang zu verstecken und sich in seiner Wohnung einzuschließen. Machte Andorra wieder einmal auf Einsamer Eremit, wollte er niemanden sehen oder hören, nicht einmal ihn, seinen besten Freund. Als Niewein ihn eines Tages darauf ansprach, weil er sich für längere Zeit eingesperrt hatte, wich Andorra ihm aus, wollte ihm trotz seines Drängens nicht antworten und flüchtete sich in irgendwelche fadenscheinige Ausreden. Doch Niewein blieb hartnäckig. Wohin sollte das führen, wenn in dieser Geschichte jeder einfach

machen konnte, was er wollte, und das ohne jeglichen Sinn und Zweck? Das würde ins Chaos führen, zur Entropie, zur Auflösung des Plots. Schließlich konnte Andorra nicht mehr anders und rechtfertigte sich damit, dass er Ruhe brauche, weil er tagelang auf seiner Oboe übe. Er wolle es im Oboe-Spiel zur Meisterschaft bringen, eine Band gründen – Schlagzeug, akustischer Bass und Oboe. Und weil er wusste, dass auch Niewein, statt endlich jenen Roman zu schreiben, vom dem er immer redete und vorgab, daran zu arbeiten, sich an seinem Computer an einer gecrackten Version von Logic Audio versuchte und aus Samples heimlich Songs komponierte, köderte er ihn mit der Aussicht, er könne später alles durch seine Effekte-Plugins lassen und den Tracks zusätzlichen Groove geben. Niewein hielt das alles für eine Ausrede. Als er ihn darauf ansprach, meinte Andorra lapidar, er habe es im Trompetenspiel diesmal wirklich weit gebracht. Jedesmal, wenn er an solchen Tagen an die Tür seines Freundes klopfte, war es totenstill in der Kellerwohnung, nichts von Oboe, Trompete oder Zither (auch davon hatte er geredet) war zu hören, nur ein seltsam leises Kratzen und Scharren, das er sich nicht erklären konnte. Ließ er ihn an anderen Tagen rein, hatte er noch nie ein Instrument entdeckt, nicht einmal eine Mundharmonika oder eine Maultrommel.

Eines Tages klopfte er wieder an Andorras Türe. Diesmal antwortete er, doch seine Stimme klang belegt wie die eines Kranken, oder von jemandem, der sehr lange kein Wort gesprochen hat.

»Andorra, was ist los mit dir?«, rief er.

Er hörte, wie sein Freund sich räusperte.

»Ich übe.«

»Was ist es denn diesmal?«

»Ukulele. Meine neueste Leidenschaft. Ich möchte es schaffen, zu den internationalen Ukulele-Meisterschaften nach Honolulu eingeladen zu werden.«

»Ich kann aber nichts hören.«

»Ich will niemanden stören.«

Er fühle sich nicht gestört, er habe schon immer selbst das Ukulele-Spiel erlernen wollen, schon seit längerem sei er auf Facebook ein Freund von Tiny Tim und ein Fan des British Ukulele Orchestra. Doch Andorra blieb stur, nein, er müsse in Ruhe üben, und auf alle weiteren Fragen schwieg er beharrlich. So war er eben, damit musste Niewein leben, Andorra hatte seine Geheimnisse, die nicht einmal er kannte. Auch Romanfiguren haben ein Eigenleben und ihren persönlichen Willen.

Seit kurzem hatte Andorra eine Stelle im Krankenhaus der Stadt, die ihm von ihrem alten gemeinsamen Bekannten Dr. Mally vermittelt worden war. Wovon er zuvor gelebt hatte, war allen schleierhaft, die Feldener in ihrer kleinstädtischen Neugierde gingen davon aus, dass er einige Ersparnisse von Tätigkeiten hatte, die er während seiner Reisen im Süden Europas ausgeübt hatte, auch wenn, und das konnte man in einer kleinen Stadt wie dieser nur schwer verbergen, er praktisch nie die Dienste der Feldener Sparkasse in Anspruch nahm. Direkt aus dem Süden war er damals gekommen, als er eines Tages wieder in seiner alten Heimatstadt auftauchte, nachdem er einige Jahre als verschollen gegolten hatte. Heute noch – vorausgesetzt er ließ ihn ein – kam Niewein die billige Wohnung im Souterrain eines alten Bürgerhauses im Zentrum der Stadt wie eine Durchgangsstation vor, wie etwas Unfestes, ein vorübergehendes Lager eines Nomaden. Nicht dass er sich selbst ausgesprochen häuslich eingerichtet hätte; doch im Vergleich zu Andorras Art zu wohnen konnte man die seine fast eine gutbürgerliche nennen. Er kannte zwar nur eines der beiden Zimmer, doch er nahm an, dass der zweite Raum, der immer fest verschlossen war und den er noch nie gesehen hatte, dem ersten glich, der äußerst spartanisch eingerichtet war. Der Raum war eigentlich die Domäne

Schrödingers, Andorras Siamkatze. Meist – zumindest bei seinen Besuchen – thronte sie auf einem Holzschemel, schnurrte ununterbrochen und sah aus wie eine altägyptische Alabasterfigur. Sonst gab es wenig in diesem Raum: einen Kühlschrank, der immer nur Bier, ab und zu eine Flasche trockenen Sherry und einen Topf Gazpacho enthielt (Andorra schien sich von Bier und eisgekühlter Suppe zu ernähren, und Niewein fragte sich, warum er und nicht sein Freund Gastritis-Probleme hatte); des weiteren zwei Korbsessel, in denen sie bei seinen Besuchen saßen, sich betranken und über alte Zeiten redeten (etwa über jene Zeit, als sie in einer Feldener Rockband spielten, die es immerhin zu lokaler Berühmtheit brachte und heute als Kultband galt; aber das war eine andere Geschichte).

An manchen Tagen fand er Andorra aber auch schweigend, depressiv und wortkarg, obwohl er ihn in die Wohnung eingelassen hatte. Lustlos saß er vor dem alten Fernseher, der auf dem Kühlschrank stand. Weil er alte Serien liebte, sah er sich die x-te Wiederholung einer Folge von »Die Straßen von San Francisco« an: Michael Douglas und Karl Malden auf der Suche nach zwanzig Kilogramm bolivianischem Heroin.

»Und?«, versuchte Niewein ein Gespräch zu beginnen.

»Was und?«

Eine wenig versprechende Antwort.

»Nimm dir ein Bier.«

Mehr an Kommunikation gab es an diesem Tag nicht. Wenn Andorra fernsah, ignorierte er ihn völlig. Missmutig öffnete Niewein den Kühlschrank, eigentlich hatte er gedacht, Andorra würde mit ihm auf eine kleine Zechtour durch Felden gehen. Und weil der Kühlschrank jetzt auch noch ausgeschaltet war und Schrödinger ihm miauend entgegenkam, wusste er endgültig, dass an diesem Tag mit Andorra wieder einmal gar nichts anzufangen war. Der wollte bloß in seiner Wohnung abhängen und

Löcher in die Luft oder in den Fernseher starren, aus dem jetzt Reifenquietschen und Schüsse zu hören waren. Langsam wurde ihm klar, dass er besser gleich ginge. Dann würde sein Abend nicht verdorben sein.

»Na, dann ciao«, sagte er.

»Ciao. Und nimm Schrödinger mit. Der nervt.«

Die Katze saß jetzt auf dem Kühlschrank und sah Michael Douglas zu.

»Hast du gewusst, dass Karl Malden erst mit 97 gestorben ist?«, versuchte Niewein noch ein letztes Mal so etwas wie ein wenig Smalltalk zu beginnen.

Keine Reaktion. An solchen Abenden war es sinnlos, seine Zeit damit zu vergeuden, ein Gespräch mit Andorra beginnen zu wollen. Er nahm einen einfach nicht richtig wahr.

An jenem Frühlingstag, an dem diese Geschichte beginnt, war Andorra allerdings alles andere als abweisend. Schon bevor er dort aufgetaucht war, hatten alle im Stern von dem Vorfall geredet, die Kaffeetrinker an der Theke, die älteren Damen am Tisch neben dem Eingang. Einige gaben sich als Augenzeugen aus, mussten ihre Schilderungen immer wieder zum Besten geben, wenn neue Gäste kamen, und jedesmal kam ein neuer Aspekt, eine neue Beobachtung ans Tageslicht, die vorher vergessen worden war. So wuchs sich der nackte Mann nach und nach zu einem Wunder aus, zu einer Erscheinung, die die Fantasie der Menschen entzündete. Von einem Affenmenschen war kurz die Rede, von gefletschten Zähnen, einem Schweineringelschwänzchen am Steiß. Einer hatte sogar funkensprühende Augen sehen wollen. Und Aga Nalan, der Besitzer des türkischen Ladens gleich neben dem Stern, hatte von einem bösen Vorzeichen gesprochen, von großem Unglück, das über die Stadt kommen werde. Andorra, der ihn im Gegensatz zu anderen, die dies nur behaupteten, wirklich gesehen hatte, machte sich im Laufe der folgenden Tage einen Spaß daraus, das Gerücht

zu verbreiten, der Mann habe einen Pferdefuß gehabt und seltsamerweise dennoch keinerlei Spuren hinterlassen. Einige wollten bei der Begegnung mit dem Mann auch noch einen Geruch wahrgenommen haben, den sie irgendwo zwischen glühendem Phosphor und verbranntem Pulverkaffee ansiedelten. Und schließlich kulminierte die Auseinandersetzung zwischen den Augenzeugen darin, ob der Nackte eine Erektion gehabt habe oder nicht.

Niewein war verwirrt. Was hatten Malvine, sein seltsamer Traum und der nackte Mann miteinander zu tun? Wie hatte er nur in diese haarsträubende Geschichte geraten können? Verzweifelt fragte er sich, ob es da noch einen Ausweg geben konnte. Als Eve außer Hörweite war, zog er Andorra ins Vertrauen. Diese Zufälle, meinte er, beunruhigten ihn ein wenig, sie wollten ihm einfach nicht in das Bild passen, das er sich von diesem Frühlingstag, dieser Stadt und deren Bewohnern anfangs gemacht hatte. Er müsse gestehen, er wisse nicht weiter, er wisse selbst nicht, was hier eigentlich los sei.

Andorra war zuerst verblüfft, lachte dann aber lauthals auf. Langsam wurde Niewein die ganze Geschichte peinlich.

»Jetzt sag mir endlich, was hier los ist!«

»Das weiß du doch selbst am besten, du legst mir ja die Worte in den Mund, wer sonst?«

Ein schöner Freund, so einer! Da gab man ihm Existenz, hauchte ihm ein bisschen Leben ein, versah ihn mit ein paar nicht ganz gewöhnlichen Eigenschaften und einer kleinen persönlichen Geschichte, und schon wurde er aufmüpfig und wollte seinem Autor und Demiurgen nicht einmal in der Not beistehen.

»Ich warne dich«, zischte er ihm ins Ohr – es musste ja nicht jeder im Stern mitbekommen, dass es zwischen ihnen eine kleine Meinungsverschiedenheit gab –, »wenn du so weitermachst, wird es dir wie Malvine ergehen – und schon bist du aus dem Roman verschwunden. So leicht geht das.«

Solche Warnungen wirken immer. Auch Romanfiguren, und wenn sie noch so artifiziell sind, kriegen es mit der Angst zu tun, wenn man ihnen mit der Eliminierung droht.

»Ich weiß bestimmt«, sagte Andorra also reuig, während er gesenkten Hauptes auf den zerrinnenden Milchschaum in seinem Kaffee starrte, »dass sowohl dein Traum als auch der nackte Mann bloß ephemere Erscheinungen sind wie Malvine.«

Was Niewein mit dieser Geschichte vorhatte, entzog sich natürlich Andorras Kenntnis, doch sein Freund kannte ihn gut und man konnte annehmen, dass er bereits ahnte, welch ein eschatologisches Ende sie einmal nehmen würde. Er musste schmunzeln. Sein romanfigürliches Gegenüber schlürfte jetzt seinen Kaffee, Eve brachte ihm ein Glas Sherry und zwinkerte Andorra zu, er sah es genau, doch verspürte er keinerlei Eifersucht, nicht die Spur davon. Die Hintergrundgeräusche des Cafés bildeten eine angenehme, eine wohlige Kulisse, er fühlte sich in sie eingebettet und lehnte sich zurück, ließ sich sinken. Er hatte den festen Glauben, dass ihm in dieser Umgebung nichts passieren konnte. Andorra schwieg (er hatte ihn dazu verurteilt), und er dachte in aller Ruhe über die Ereignisse dieses Frühlingsmorgens nach. Alle Geschichten führen in Sackgassen, wurde ihm ganz plötzlich bewusst, alle führten sie auf ein Ende zu. Nein, er wusste nicht wirklich, was hier los war. Was hatte er sich da nur wieder ausgedacht?

Da meldete sich glücklicherweise Andorra zu Wort. Er habe es satt, ständig von ihm bevormundet zu werden, meinte er mit der typischen Vehemenz einer frustrierten Romanfigur. Er kehre jetzt in seinen eigenen Roman zurück, dort sei er besser aufgehoben, er habe es satt, bloß eine Randfigur zu sein, noch dazu eine von zweifelhaftem Ruf und Charakter. Wenn er schon in einem Roman vorkommen sollte, dann nur als Protagonist seiner eigenen Geschichte.

»Glaubst du denn, ich selbst bin mehr als eine Randfigur?«, versuchte Niewein die Situation zu retten. »Und so schlecht, wie du jetzt tust, ist diese Existenz ja auch nicht«, sagte er grinsend, in der Hoffnung, seinen Freund von diesem Schritt abzuhalten. Der jedoch ließ sich nicht beirren, und kaum hatten sie sich versehen, befanden sie sich inmitten von Andorras Geschichte.